

**HEYNE <**



ANTONIA NEUMAYER

ZWISCHEN DIR  
UND DER DUNKELHEIT



ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt  
der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC®-N001967

Originalausgabe 11/2020

Redaktion: Martina Vogl

Copyright © 2020 by Antonia Neumayer

Copyright © 2020 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Guter Punkt GmbH & Co. KG, München

Umschlagillustration: Kim Hoang unter Verwendung  
von Motiven von Getty Images (iwhiteout, misha-photography,  
RomoloTavani, ArnaPhoto) und iStock (yuriz, Blackmoon9)

Karten: Guter Punkt GmbH & Co. KG, München

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-32102-1

*Ich stand vor jenem Abgrund, doch du hast mich nicht eingelassen.  
Danke, dass ich Abaddon deine Stimme leihen darf.*



 PROLOG 

Sobald ich die Augen öffnete, wusste ich, dass ich träumte.

Wie vertraut war mir inzwischen der dumpfe Geruch nach Feuchtigkeit und Moder, die Kälte in meinen Gliedern, die völlige Dunkelheit um mich herum – ich war schon hier gewesen, nicht nur ein-, zweimal, sondern immer und immer wieder. Ich kannte den Traum, ich wusste, wo ich war, und ich wusste, dass ich hier nicht herauskam, bis der Morgen mich erlöste.

Aber diesmal war von Beginn an alles anders.

Statt auf den Steinplatten liegen zu bleiben und regungslos auf das Ende zu warten, wie ich es schon mehrfach getan hatte, kämpfte sich mein Körper ganz von selbst auf die Füße. Der Boden unter mir schien zu schwanken. Ich ahnte, dass ich Schmerzen hatte, ohne sie wirklich zu fühlen, doch nach und nach verschluckte das drängende Gefühl, um jeden Preis hier rauszumüssen, jede noch so starke körperliche Empfindung. Mit ausgestreckten Armen taumelte ich durch die Schwärze, bis ich gegen eine Wand stieß, an der ich mich festhalten konnte. Ich musste einen Ausweg finden, aber ich wusste, dass es keinen gab. Suchend tastete ich mich an den kalten Steinen entlang, bis meine klammen Finger auf Holz

trafen und ich die Tür fand, die ich nicht würde öffnen können.

Als ich das erste Mal von diesem dunklen Ort geträumt hatte, war ich noch panisch geworden, sobald ich verstanden hatte, dass ich hier unten gefangen war. Ich hatte mit aller Kraft an der Tür gerüttelt, hatte geklopft, gerufen, geschrien, aber es hatte mich niemand gehört. Und als meine Nägel blutig und meine Stimme heiser gewesen waren, war ich mutlos auf die Knie gesunken und erst Stunden später orientierungslos in meinem Bett aufgewacht. Als der Traum wenige Nächte später das zweite Mal zu mir gekommen war, hatte ich mit erzwungener Ruhe begonnen, meine Umgebung zu erkunden und einen anderen Ausgang zu suchen, ohne einen zu finden. Es war ein quadratischer Raum, dessen Wände aus massivem Stein bestanden, es gab keine Fenster, nur die eine verschlossene Tür, vor der ich jetzt stand.

Im dritten und vierten Traum hatte ich bereits alles Mögliche versucht, um sie zu öffnen, doch mit bloßen Händen gelang es mir nicht, und ich fand, obwohl ich den ganzen Boden abtastete, nirgends Werkzeug, mit dem ich mir hätte helfen können. Bis auf sechs glatte Steinquader, etwa so groß wie erwachsene Menschen, war der Raum völlig leer. Im fünften Traum hatte ich eingesehen, dass all meine Bemühungen, von diesem Ort zu entkommen, sinnlos waren.

Danach hatte ich aufgehört, die endlosen Nächte hier unten zu zählen. Ich war dazu übergegangen, mich meinem Schicksal zu ergeben und nur noch darauf zu warten, dass der Traum von selbst ein Ende fand. Bislang hatte ich dabei immer die volle Kontrolle über mein Tun gehabt – heute dagegen hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, eine unbeteiligte Beobachterin in meinem eigenen Körper zu sein. Ohne mein Zu-

tun huschten meine Finger über die Holztür, suchten einen Riegel, einen Griff, und fanden keinen.

»Bitte«, flüsterte die von Tränen erstickte Stimme, die nicht meine war, fremd in ihrem Klang und doch auf merkwürdige Art vertraut. »Ich bitte dich darum. Erbarme dich meiner. Bitte.«

Ich drückte meine Schulter gegen die Tür und versuchte, sie aufzustemmen. Das Holz knackte zwar, aber es bewegte sich nichts. »Herr, ich flehe dich an!«

Ohne wirkliche Hoffnung warf ich mich gegen die Tür, die mich gefangen hielt. Ich wusste, dass ich nicht nach draußen kam, und dennoch brannte in meinem Herzen eine Verzweiflung, wie ich sie noch nie zuvor verspürt hatte. Ich *musste* hier raus, so schnell wie möglich. Es fühlte sich an, als hinge mein Leben, mein Dasein, meine ganze Existenz davon ab.

Als ich entkräftet die Stirn gegen die Tür lehnte, hörte ich zum allerersten Mal plötzlich das Flüstern von Schritten auf der anderen Seite.

Die Schritte verstummten, dann erklang eine Stimme: »Ist hier jemand?« Die Worte drangen dumpf durch das Holz, das uns trennte, aber ich war sicher, dass es ein Mann war. Und dass ich ihn kannte. »Bist du dort unten gefangen?«

»Pater«, schluchzte die Stimme aus meiner Kehle, »Pater, man hat mich eingesperrt. Ich bitte Euch, öffnet die Tür, befreit mich! Der Herr sei mit Euch, ich bitte Euch, helft mir!«

Ich hörte, wie draußen ein Riegel verschoben wurde, fühlte die schlagartig steigende Spannung in meinem Körper. Ich konnte nur noch daran denken, zu laufen, hier rauszukommen und ihn zu finden. Ihn zu finden und zu beschützen, bevor es zu spät war. Der Pater öffnete die Tür, und ich war geblendet vom winzigen Licht seiner Kerze.

»Gott segne Euch«, wimmerte ich. »Ich danke Euch.«

»Margarete«, nannte er mich, und unzählige Fragen schwammen wie flinke Fische durch die dunklen Teiche seiner Augen. »Was macht eine gläubige junge Frau wie du an einem solchen Ort? Du hast doch nicht etwa die Nacht hier unten verbracht?«

»Wo ist er?«, drängte ich. »Wo haben sie ihn hingebacht? Pater, sprecht, was hat man ihm angetan?«

Sein gutmütiges Gesicht verschloss sich. »Margarete, ich fürchte, ich weiß nicht, von wem du sprichst ...«

Ich wusste es selbst nicht, und dennoch schlüpfte der Name wie von selbst aus meinem Mund: »Elias.«

Die sanften Augen des Paters wurden hart. »Er ist fort.«

Ein verzweifelter Laut entfuhr meiner Kehle, irgendwo zwischen einem menschlichen Schluchzen und dem Wimmern eines gepeinigten Tieres. »Wo hat man ihn hingebacht?«

Der Pater trat zur Seite und bedeutete mir mit einer Arm-bewegung, den finsternen Raum zu verlassen. Ich taumelte auf wackligen Beinen auf ihn zu. »Du solltest ruhen, mein Kind.«

»Ich muss ihn finden. Wir haben keine Zeit.«

Ohne auf meine Worte zu achten, begleitete mich der Pater einen kurzen Gang entlang zu einer Steintreppe, und ich folgte ihm hinauf in eine halbdunkle Kirche, die bis auf einen Altar und etwas Schmuck an den Wänden vollkommen leer war. Es gab keine Bänke, keine Orgel, keine Opferkerzen, und als ich sprach, hallte meine Stimme gespenstisch von den Wänden wider.

»Wo ist er?«, fragte ich erneut. Durch die Fenster oben in den Wänden konnte ich einen blassblauen Himmel erkennen – es schien gerade erst zu dämmern. »Was hat man ihm angetan? Pater, ich flehe Euch an, wenn Ihr etwas wisst, so sagt es mir!«

Der Pater legte mir beruhigend eine Hand auf den Rücken und blies seine Kerze aus. »Wer mit dem Teufel verkehrt, sollte nicht länger das Licht deines Geistes trüben«, wich er aus.

Zum ersten Mal, seit die Träume begonnen hatten, konnte ich bei Tageslicht an mir herabblicken. Ich sah wirres blondes Haar auf meinen Schultern, ein grobes schmutzig-weißes Gewand an meinem Körper. Ich war definitiv nicht ich, aber es fühlte sich so an.

»Ich begleite dich zurück ins Gasthaus«, fuhr der Pater fort. »Du solltest ruhen und so bald als möglich die Beichte ablegen. Wenn du Reue zeigst, wird der Herr dir deine Verfehlung verzeihen und dich zurück auf den rechten Weg geleiten.«

Ich wollte weder ruhen noch beichten. Anstatt weiterhin wie ein frommes Schaf neben ihm in Richtung Kirchenportal zu trotten, schüttelte ich den Kopf und blieb stehen. »Sagt mir endlich, wo er ist.«

Der Pater sah zu Boden und faltete die Hände vor seinem gedrungenen Körper. »Der Herr wird über sein Schicksal entscheiden. Gott bringt alle Werke vor Gericht, seien sie gut oder böse.«

Die Verzweiflung ließ die fremde Stimme, in der ich sprach, höher werden. »Bitte, Pater, ich bitte Euch, sagt mir, wie ich zu ihm gelangen kann! Er ist gläubig. Und gut. Man irrt, wenn man ihm Leid zufügt. Er ist ein frommer Diener des Herrn!«

»Kind, der Teufel hat deine Sinne verwirrt. Du kannst den Sündern nicht helfen. Aber der Herr ist barmherzig, geduldig und von großer Güte und wird gerecht über sie urteilen.«

Während er sprach, schlich sich ein neuer Ton unter seine Worte; ein leises Klingeln, das Läuten einer kleinen Glocke, die in weiter Ferne geschlagen wurde.

Mein Kopf fuhr hoch, und jener Teil von mir, der nicht ich war, erkannte die Richtung, aus der das Geräusch kam.

»Ist das ...? O nein, sie läuten die Glocke«, entfuhr es mir.  
»Die Arme-Sünder-Glocke.«

Der Pater runzelte die Stirn. »Ich höre nichts. Mein Kind ...«

»Nein!« Ich konnte fühlen, dass der Pater mich aufhalten wollte, aber ich ließ ihm keine Möglichkeit mehr dazu. »Vergebt mir. Ich danke Euch für Eure Hilfe, aber ich muss fort. Ich muss ihn finden. Der Herr segne Euch.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, wandte ich mich ab und lief los, zum Portal der Kirche und hinaus in eine mir fremde Welt, auf eine dreckige Straße, die zu beiden Seiten von ärmlichen, eng beieinanderstehenden Häuschen gesäumt war. Ich kannte die Straße nicht. Ich glaubte, noch nie zuvor hier gewesen zu sein, aber mein Körper fand den Weg von alleine, lief trotz des unförmigen Kleides und der Löcher im Boden so schnell er konnte, immer dem Läuten der längst verstummten Glocke nach.

Ich sah andere Menschen auf meinem Weg – Kinder mit schmutzigen Gesichtern, die einem Hund nachjagten, eine Frau, die am Straßenrand eine dürre Ziege molk, einen drahtigen Mann, der mühevoll einen Karren mit Stroh durch ein Matschloch zog –, doch sie kümmerten sich nicht um mich. Nicht, als ich an ihnen vorbeilief, nicht, als heiße Tränen meine Wangen hinabrannen, nicht, als ich im Schlamm ausrutschte und der Länge nach in den Dreck auf dem Weg stürzte.

»Ich bitte dich, Herr«, wisperte ich, stemmte die Hände auf den Boden und kämpfte mich hoch, um weiterzulaufen. Der Gestank des Unrats auf meiner Kleidung raubte mir fast den Atem. Ich taumelte, ich spürte die Erschöpfung in meinen

Beinen, aber ich kam wieder auf die Füße. »Gib mir Zeit. Lass mich nicht zu spät kommen. *Ich flehe dich an.*«

Je länger ich durch die fremden Straßen lief, desto mehr Menschen waren unterwegs. Ein paar kamen mir entgegen, doch die meisten schienen wie ich einem bestimmten Ziel zu folgen. Ohne sie wirklich wahrzunehmen, lief ich an ihnen vorbei. Die Häuser wurden kleiner und schäbiger, die Straßen schmutziger und das Gedränge immer dichter, sodass ich langsamer werden musste. Als ein weit offenes Tor in einer hohen Steinmauer auftauchte, schob ich mich durch die Masse nach draußen und trat wenig später auf eine offene Fläche, auf der sich eine riesige Menschenmenge versammelt hatte. Mit einem Mal überdeckte der beißende Gestank von brennendem Holz und verkohlendem Horn die dumpfen Gerüche ungewaschener Leiber.

»Bitte«, schluchzte ich

Obwohl ich mich auf die Zehenspitzen stellte, sah ich nur, dass aus der Mitte der versammelten Menschen dicke schwarze Rauchwolken wie der faulige Atem eines Ungeheuers in den Himmel aufstiegen. Ich drängte mich weiter vor und hielt erst inne, als ich eine Art niedere Empore entdeckte. Der Rauch verbarg die Personen beinahe, die dort standen und das Geschehen im Zentrum unbewegt betrachteten. Dennoch hatte ich das unbestimmte Gefühl, drei von ihnen zu kennen: einen alten, gebeugten Mann, eine junge Frau mit rotgoldenem Haar und dicht neben ihr einen zweiten Mann, die Haut schwarz wie Ebenholz.

Obwohl ich mich verzweifelt fragte, wann ich endlich aufwachen würde, so wusste ich instinktiv, dass dieses Trio nicht in diese Umgebung passte. Sie standen nicht nur am Rand der Empore, sie wirkten anders als die anderen Menschen, die sich

dort oben versammelt hatten, fremdartig, wie aus einer anderen Welt, und ich hatte keine Ahnung, wo ich – oder Margarete – sie schon einmal gesehen haben könnte.

Plötzlich kam wieder Bewegung in meinen Körper, und ich drängte mich ohne jede Rücksicht weiter nach vorne durch die Menge. Ich kümmerte mich nicht um die Blicke, Flüche und Schläge, die ich mir einfieng, wusste nur, dass ich *ihn* finden musste, so schnell wie möglich, wo auch immer er war.

Ich weinte, ich schluchzte, und ich betete, aber es half nicht – als ich aus der Menge heraustrat und auf den kleinen freien Kreis stolperte, in dessen Mitte der Scheiterhaufen aufgebaut worden war, schlug mir Hitze ins Gesicht. Ich sah das hell lodernde Feuer vor mir und wusste, dass ich zu spät gekommen war. Ich hatte versagt.



*H*allo, liebe Gruselfreunde, und herzlich willkommen zu einer neuen Folge unheimelig – unserer Videoreihe, in der wir die schaurigen Sagen und verwunschenen Orte unserer schönen bayerischen Heimat näher unter die Lupe nehmen. Ich bin Jo ...«

*Eine junge Frau mit hellblonder Kurzhaarfrisur und gepiercter Unterlippe salutierte strahlend in die Kamera. Dann schwenkt das Bild auf ihre etwas jüngere Begleiterin, nussbraune Haut und unschuldige dunkle Augen. »... und hier ist Sera!«*

*Sera lächelt und winkt. Sie ist ebenso wie Jo in eine dicke Winterjacke gehüllt; es ist so kalt, dass ihr Atem vor ihren geröteten Gesichtern zu gespenstischen Wölkchen gefriert. Die geparkten Autos im Hintergrund sind von frischem Schnee bedeckt, eine einsame Straßenlaterne beleuchtet sie. Dahinter verliert sich die Umgebung in Dunkelheit.*

*»Heute haben wir uns einen ganz besonderen Ort für den Dreh ausgesucht«, fährt Jo fort. »Den ›Dom zu Unserer Lieben Frau‹, besser bekannt als Münchner Frauenkirche. Die Kathedrale ist das Wahrzeichen der Landeshauptstadt, und selbst den Nicht-Bayern unter euch dürften ihre berühmten Doppeltürme schon auf diversen Kitschpostkarten begegnet sein.«*

*»Die Kirche hat jeden Tag Hunderte von Besuchern – und dennoch gibt es eine Geschichte über sie, die manch einem gläubigen Christen das*

Blut in den Adern gefrieren lassen dürfte«, übernimmt Sera mit hörbar oberbayerischem Einschlag das Wort. Die jungen Frauen haben sich kleine Mikrofone in die wuchtigen Schals gepinnt, ihre Stimmen klingen klar und unaufgeregt. Sie machen das nicht zum ersten Mal. »Der Sage nach wurde der imposante Bau im 15. Jahrhundert nämlich mithilfe des Teufels errichtet. Ein großer Fußabdruck im Eingangsbereich soll von dem Pakt zeugen, und damit nicht genug: Angeblich sind die Stimmen des Teufels und seiner Gefährten noch heute in dem Wind zu hören, der die Türme Tag und Nacht umweht.«

»Heute wollen wir herausfinden, was an der Geschichte dran ist«, schaltet Jo sich wieder ein. »Wir sind die ersten YouTuber, die die Genehmigung erhalten haben, bei Nacht in der Kirche zu drehen – in einer halben Stunde sind wir mit Herrn Bernwieser, dem Küster des Doms, verabredet. Wir haben unsere Geräte dabei und werden – wie immer streng wissenschaftlich – prüfen, wie viele Spuren der Pakt tatsächlich in der Kirche hinterlassen hat.« Sie zieht eine silberfarbene Taschenuhr hervor. »Wir machen uns jetzt mal besser auf den Weg in die Innenstadt. Das heißt, ihr habt kurz Spaß mit den Facts, und wir melden uns dann wieder bei euch, sobald wir an der Kirche sind. Bis gleich!«

Die Gesichter der jungen Frauen weichen stimmungsvollen Aufnahmen der Frauenkirche. Eine Außenansicht zeigt die beiden mächtigen Türme, die mit ihren charakteristischen Hauben weithin sichtbar über die Dächer der umliegenden Häuser hinausragen, ehe die prachtvolle Innengestaltung der spätgotischen Kathedrale präsentiert wird.

Unterlegt von leiser Musik beginnt Seras Stimme zu erzählen: »Der Dom zu Unserer Lieben Frau ist eines der Wahrzeichen Münchens. Bereits im 13. Jahrhundert ist an seinem Standort eine Kapelle erbaut worden, doch als die Bevölkerung der Stadt immer weiter wuchs, war diese irgendwann einfach zu klein. Der Sage nach wurde es in der Messe eines Tages so voll, dass eine junge Frau, die während des Gottesdienstes zusammenbrach, nicht mehr rechtzeitig nach draußen gebracht werden

konnte und in der Kapelle verstarb. Nach diesem Ereignis soll Herzog Sigismund der Bevölkerung eine größere Kirche versprochen haben, mit deren Bau Mitte des 15. Jahrhunderts begonnen wurde.«

Das Video zeigt den gewaltigen Innenraum der Frauenkirche bei Tag. Zwischen den Holzbänken scheinen die mächtigen weißen Pfeiler geradewegs in den Himmel zu wachsen, weiter vorne ist der Altar zu erkennen. Durch die hohen Buntglasfenster fällt gesprenkeltes Sonnenlicht auf die glänzenden Marmorfliesen. »Der von Sigismund beauftragte Baumeister, Jörg von Halsbach, musste während der Bauarbeiten jedoch feststellen, dass sich die großartigen Versprechungen, die er dem Herzog gegenüber gemacht hatte, mit den Mitteln der damaligen Zeit nicht realisieren ließen«, fährt Sera fort. »Da Gott sein zunehmend verzweifelt Flehen um Hilfe nicht zu erhören schien, bat er letzten Endes den Teufel um Rat. Der Teufel versprach tatsächlich, ihm zu helfen. Im Gegenzug aber verlangte er, dass die Kirche kein einziges Fenster haben durfte. Immerhin würde kaum jemand eine Kirche besuchen wollen, in der es selbst am helllichten Tag stockfinster war, und so würde der Teufel ein leichtes Spiel damit haben, die Gläubigen vom Besuch der Messe abzuhalten. Der Baumeister wusste dies – und dennoch willigte er ein.«

Der Bildschirm wird schwarz. »In den folgenden Monaten und Jahren lösten sich all die Probleme, die sich bei den bisherigen Bauarbeiten ergeben hatten, plötzlich in Luft auf. Die Gelder und Materialien wurden niemals knapp, die Baustelle blieb von Unwettern verschont, und wenn es je an Arbeitern fehlte, kamen am nächsten Tag Unbekannte auf schwarzen Pferden herbei, die scheinbar mühelos jede noch so schwierige Aufgabe verrichteten.

Der Teufel hielt also sein Versprechen. Jörg von Halsbach plante jedoch von Anfang an, den Teufel zu überlisten, und ließ entgegen dem Abkommen zahlreiche Fenster einbauen. Als die Kathedrale 1488 nach nicht einmal zwanzig Jahren fertig wurde und der Teufel kommen sollte, um sein Werk zu begutachten, beschwor der Baumeister ihn an der einzigen

*Stelle der Kirche, an der man kein einziges der Fenster sehen konnte. Vor Freude, dass sein Plan geglückt war, und im festen Glauben, dass niemand dieses fensterlose Gotteshaus besuchen würde, sprang der Teufel in die Luft und kam der Sage nach so fest auf, dass sein Fußabdruck noch heute im Vorraum der Kirche zu sehen ist.«*

*Das Video zeigt nun endlich den berühmten Teufelstritt. Inmitten einer hellgelben Marmorfliese ist ein schwarzer Abdruck zu sehen, nicht sehr viel größer als ein menschlicher Fuß. An der Ferse scheint eine Art Sporn eine Spur hinterlassen zu haben; die Fußspitze dagegen zeigt genau in Richtung Altar. »Als der Teufel aber einen Schritt nach vorne trat und all die riesigen Fenster der Kathedrale erblickte, musste er erkennen, dass er geprellt worden war. Zornentbrannt soll er die Kirche verlassen und sich in einen kräftigen Sturmwind verwandelt haben, der den Dom bis heute umweht.«*

*Das Bild weicht einem anderen, als Sera verstummt. Nun begleitet die Kamera die beiden jungen Frauen dabei, wie sie den offensichtlich aufgeregten Küster begrüßen.*

*»Wir gehen jetzt rein«, sagt Jo dann leise in die Kamera, während Sera und Herr Bernwieser im Hintergrund das Portal öffnen und die Kirche betreten. »Zuerst wollen wir den Teufelstritt aus der Nähe sehen und ein paar Aufnahmen mit der Wärmebildkamera und dem Voice Recorder machen. Vielleicht lässt sich was finden. Bis jetzt haben wir ein ganz gutes Gefühl.«*

*Sie lächelt zuversichtlich, wendet sich ab und verschwindet hinter Sera im dunklen Portal der Kirche. Die Kamera folgt ihr, und es dauert nur einen kurzen Augenblick, bis die vollkommene Schwärze im Inneren des Doms den grünlichen Schattierungen der Nachtsichteinstellung weicht.*

*»Der Abdruck ist gleich hier im Eingangsbereich«, flüstert Sera und stellt sich direkt vor den Teufelstritt. »Das einzige Fenster, das man von hier aus sieht, ist das am hinteren Ende der Kirche, und das wurde bis ins 19. Jahrhundert hinein von einem Hochaltar verdeckt. Die Geschichte,*

*dass der Teufel bei seinem Erscheinen keines der Fenster gesehen hat, kann also stimmen.«*

*Wie um ihre Worte zu unterstreichen, blickt ihr die Kamera über die Schulter. Doch von dem erwähnten Fenster über dem Altar ist auf dem schummrigen Bild nichts zu erkennen. Die ohnehin unscharfen Aufnahmen des Nachtsichtgeräts haben zu rauschen begonnen – der Hintergrund ist im Video zu einem fleckigen Gemisch aus Weiß, Grün und Schwarz geworden, durch das hin und wieder dunkle Flecken huschen.*

*»Wir beginnen nun wie immer damit, unser Diktiergerät anzuschalten«, erklingt Jos Stimme, und die Kamera wendet sich ihr zu. Konzentriert drückt Jo auf besagtem Gerät herum und stellt es blinkend vor eine Säule. »Das Teil ist wesentlich sensibler als unsere Mikrofone. Wenn es hier eine Präsenz gibt, die mit uns kommunizieren will, dann hören wir es in der Auswertung.«*

*Sera tritt von der Fliese mit dem Teufelstritt zurück und spricht in die Kamera, aber ihre Worte werden von einem lauten Rauschen verschluckt, das sich binnen Sekunden zu einem hohen Kreischen steigert und dann knackend abbricht, als sei der Ton der Aufnahme ganz ausgefallen. Ihre Lippen bewegen sich weiter, doch es ist nichts zu hören. Hinter ihr in der Kirche bewegt sich ein Schatten durch den Raum. Dann ist der Ton wieder da.*

*»Verdammt, was ist das denn?«*

*Jo deutet hektisch auf den Boden zu ihren Füßen, die Kamera folgt ihrem Wink und zeigt einen grellweißen Fleck – erst als der Restlichtverstärker ausgeschaltet wird, ist zu erkennen, dass der Teufelstritt selbst in einem unheilvollen violetten Licht zu glühen begonnen hat.*

*Zum ersten Mal ist die tiefe Stimme des Kameramanns zu hören: »Ach du Scheiße.«*

*Sera dagegen scheinen die Worte zu fehlen. Mit etwas Abstand steht sie neben dem Abdruck und starrt in ratloser Faszination auf das gleibende Licht zu ihren Füßen.*

»Ist das jetzt so ein YouTube-Schmarrn von euch?«, fragt Herr Bernwieser verärgert, doch in seiner Stimme schwingt Unsicherheit mit. »Ihr dürft's ja echt gern filmen hier, aber das ist immer noch eine geweihte Kirche ...«

»Wir waren das nicht«, wirft Jo rasch ein. »Wirklich nicht.«

»So etwas hatten wir noch nie«, stimmt ihr der Kameramann zu. »Das ist das erste Mal, dass überhaupt etwas passiert.«

Im darauffolgenden Schweigen ist ein Rauschen zu hören, wie von leisen Stimmen im Wind. Unschlüssig fährt die Kamera hin und her, bleibt schließlich an Jo hängen, die als Einzige ansprechbar wirkt.

Sie zischt: »Was machen wir denn jetzt?«

Als hätten diese Worte ihre Trance durchbrochen, blickt Sera ruckartig auf. »Wir machen weiter.«

»Wir sollten vielleicht abbrechen«, widerspricht der Kameramann vorsichtig. »Ich hab keine Ahnung, was das ist, aber normal ist es nicht.«

»Wir machen weiter, Mark«, entgegnet Sera. Ihr langes Haar bewegt sich sanft, als würde eine Brise durch den Dom wehen. »Das ist es doch, was wir immer wollten. Wenn wir nicht wissen, was es ist, finden wir es heraus. Das ist eine Kirche, uns wird nichts passieren.«

Jo scheint erst an der Entscheidung ihrer Freundin zu zweifeln, aber schließlich nickt sie und atmet langsam aus. »Also gut.« Sie wendet sich der Kamera zu, und obwohl das Bild kurz wackelt, bricht Mark die Aufnahme nicht ab. »Leute, wie ihr seht, ist es hier drinnen gerade ziemlich unheimlich geworden. Der Teufelstritt hat angefangen zu leuchten, die Opferkerzen sind alle auf einen Schlag ausgegangen, und wenn mich nicht alles täuscht, höre ich jemanden reden, obwohl außer uns vieren eigentlich niemand hier drin sein kann.«

»Das sind die Leute von draußen«, wirft Herr Bernwieser ein. »Wir sind ja in der Innenstadt.«

»Dafür sind die Wände doch viel zu dick«, entgegnet Mark. »Und vorhin hat man auch nichts gehört. Da war's ganz ruhig.«

*Der Küster schüttelt ratlos den Kopf und tritt demonstrativ zurück, als Sera sich dem Fußabdruck nähert und neben ihm behutsam in die Hocke geht. In ihren Augen spiegelt sich das unheimliche Glühen des Teufelstritts, als sie wie in Trance die Hand ausstreckt – doch in dem Moment, als ihre Fingerspitzen das Licht berühren, zuckt sie heftig zurück, als sei sie eben erst aus einem dunklen Traum erwacht.*

*»Hast du dir wehgetan?«, fragt Jo erschrocken.*

*Sera betrachtet ratlos ihre Hand. »Ich hab mich verbrannt.«*

*»Mist.« Jo macht Anstalten, sich Sera zu nähern, bleibt dann aber in sicherem Abstand von dem glühenden Fußabdruck stehen. Der Wind scheint stärker geworden zu sein. Seras Haar wirbelt umher, als habe es ein Eigenleben entwickelt, und das Rauschen, Zischen, Murmeln und Flüstern im Inneren des riesigen Kirchenraums wird immer deutlicher.*

*»Sera, ist es schlimm?«, fragt Mark. »Wir können immer noch abbrechen.«*

*Sera starrt abwesend auf das Leuchten. »Da ist irgendwas. Da ist jemand. Vielleicht ... will uns jemand etwas sagen. Wir müssen versuchen, Kontakt aufzunehmen.«*

*»Nein, Mann, wir müssen hier raus«, erwidert Jo ungehalten. »Du hast dir die Hand verbrannt, das Ding ist gefährlich. Und außerdem ...« Sie bricht ab. Als ihre Stimme wieder einsetzt, klingt sie schrill wie eine verstimmte Violine: »O scheiße, es wird größer.«*

*Plötzlich kracht es. Sera schnappt nach Luft und fällt fast nach hinten, als sie hektisch versucht, aufzustehen und Abstand zu dem glühenden Abdruck zu gewinnen, der binnen Sekunden erst auf das Dreifache, dann auf das Vierfache seiner ursprünglichen Größe anwächst. Nur noch das Glühen ist zu sehen – im Hintergrund gehen die ängstlichen Rufe und Schreie der vier in einem lauten Dröhnen unter, als das Bild erneut zu rauschen beginnt.*

*Dann bricht das Video ab.*



**W***ir müssen versuchen, Kontakt aufzunehmen.«*

Die verschwommenen Gestalten auf dem Bildschirm froren ein, als ich die Leertaste drückte. Ich zog den Cursor auf das kleine Rechtecksymbol in der unteren Ecke des Videos, Linksklick, Vollbildmodus. Angestrengt starrte ich erst in die Schwärze, die nun den Monitor dominierte, dann auf das Glimmen des Fußabdrucks. Nichts. Ich ließ das Video weiterlaufen, wurde nach wenigen Sekunden ungeduldig und spulte vor.

*»... es wird größer.«*

Stopp. Erneut betrachtete ich das Bild, ohne zu finden, was ich suchte. Da war nichts, nur wir, die Kirche, das Licht – aber kein Mensch, keine Gestalt, nicht einmal ein Schemen.

*Aber ich habe ihn doch gesehen.*

Wie aus weiter Ferne hörte ich etwas knacken. Eilig nahm ich den abgebissenen Fingernagel aus dem Mund, wischte die Hand an meiner Jeans ab und drückte die *Escape*-Taste. Es war sinnlos, wieder und wieder nach etwas zu suchen, das es nicht gab.

Als ich während des Drehs auf den kalten Steinfliesen der Frauenkirche gehockt und mir meine verbrannten Finger an

die Brust gepresst hatte, war ich noch ganz sicher gewesen, dass wir nicht allein in der Kirche waren. Ich hatte jemanden gesehen, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt in unserer Mitte, direkt über dem glühenden Teufelstritt.

Nur war der Mann – ich wusste einfach, dass es einer gewesen war – auf dem fertig geschnittenen Video nicht zu sehen.

Ich scrollte runter, über den Titel und die Infobox hinweg zu den Kommentaren, die Fans und Nutzer für uns hinterlassen hatten.

*Das ist sowas von Fake, hieß es ganz oben. Man kann vol sehn das das bearbeitet wurde, schrieb, ungeachtet jeder Orthografie, der Nächste. Einige User griffen zur Ausformulierung ihrer Gedanken in die ganz unterste Schublade, wie es auf YouTube leider immer wieder vorkam. Manche waren zumindest konstruktiv, wie dieser hier: Hey myrbex, ich hab eure Videos eigentlich immer gern geschaut, aber dass ihr jetzt für ein paar zusätzliche Klicks mit Effekten arbeitet, finde ich sehr schade. Ich hab das eigentlich immer gemocht, dass ihr so authentisch seid, auch wenn dann an manchen Orten eben »nichts« passiert.*

Der Tonfall war von Text zu Text verschieden, und dennoch gab es etwas, das sie alle einte: Sie glaubten es nicht.

*Weil es nicht echt ist, mein Schatz. Im richtigen Leben gibt es keine Gespenster.*

*Aber ich habe es doch gesehen.*

Ich scrollte bis zum Ende, las immer weiter. Es musste jemanden geben, der das Video gut fand. Der uns glaubte. Aber da war niemand. Es gab ein paar Kommentare von Katholiken, die eine geweihte Kirche nicht für einen geeigneten Drehort hielten, und von Münchner Traditionalisten, die eine der schönsten Bauten ihrer geliebten Heimat durch unser Video

entwürdigt sahen. Aber Zustimmung? Beistand? Ein Lob? Dass wir uns bei all unseren Dreharbeiten stets so professionell wie möglich verhielten, dass wir extra die Genehmigung der Domverwaltung eingeholt hatten und dass ich mich selbst besser als jeder andere mit Glaubensdingen auskannte, schien plötzlich niemanden mehr zu interessieren.

»Liest du dir das etwa schon wieder durch?«

Viel zu heftig schlug ich den Laptop zu. »Nein.«

Ich hatte Mark gar nicht kommen gehört. Nun schlappte er an mir vorbei zu seinem Platz am Esstisch und ließ sich gemächlich auf den Stuhl sinken, einen Becher Sojajoghurt in der Hand. »Weißt du, Sera, die Comments werden nicht netter, nur weil du sie auswendig lernst«, sagte er, ganz im Tonfall des großen Bruders, den ich nie gehabt hatte. »Was glaubst du denn, wie es den großen Autoren und Regisseuren dieser Welt ginge, wenn die alles lesen würden, was man im Internet über sie veröffentlicht? Die wären alle längst depressiv. Willst du depressiv werden?«

Die Frage klang scherzhaft, dennoch hatte ich den Eindruck, dass Besorgnis in seinen Augen lag. Sie waren wirklich schön, seine Augen – grünbraun, mit dichten Wimpern –, und ich fand es immer schade, dass sie so oft hinter den Spiegelungen seiner Brillengläser verschwanden. Der Rest von ihm war ... eben Mark. Mein Mark. Obwohl wir uns erst seit etwas über einem Jahr kannten, liebte ich ihn wie einen Teil meiner Familie.

Um mich mit etwas anderem als der Zerstörung meiner gestern frisch lackierten Fingernägel zu befassen, begann ich, mit einer Haarsträhne zu spielen. Die zwei Wochen seit dem Dreh waren die Hölle gewesen. Ich hatte wegen meiner wiederkehrenden Albträume kaum geschlafen und war deshalb

tagsüber abwechselnd nervös, reizbar und todmüde gewesen. »Ich versteh's halt einfach nicht«, sagte ich schließlich.

»Was? Dass die Leute auf YouTube keine Manieren haben?« Schwungvoll riss Mark den Joghurtdeckel ab. »Nichts Neues. Und dass so ein Video polarisieren würde, war uns doch allen irgendwie klar. Lass dich davon nicht runterziehen.«

»*Polarisieren* würde bedeuten, dass es wenigstens der einen Hälfte gefällt«, hielt ich dagegen. »Aber das ist nicht der Fall. Alle benehmen sich plötzlich, als hätten wir ihnen was angetan, dabei gibt es dafür gar keinen Grund.« Mark blinzelte mich erwartungsvoll an, den Joghurtlöffel im Mund. »Ich meine, das ist es doch, wofür es *unheimlich* gibt. Für Spukgeschichten. Man sollte meinen, die Leute schauen sich unseren Kanal an, weil ihnen so was gefällt. Und dann passiert endlich – *endlich* – und zum allerersten Mal etwas Paranormales vor laufender Kamera, wir haben Beweise, *ein Video*, und keiner glaubt uns.«

Mark zuckte mit den Schultern. »Na, die Leute glauben auch nicht, dass die Fleischindustrie einer der Hauptverursacher des Klimawandels ist, obwohl es Beweise gibt.«

Ich schob den Laptop energisch von mir. »Darum geht es doch jetzt gar nicht.«

»Schon klar, aber du solltest trotzdem mal versuchen, nicht immer nur das Negative zu sehen.« Mark steckte den Löffel zurück in den Becher, um meinen Laptop zu sich heranzuziehen. Er klappte ihn auf und schien wenige Sekunden später gefunden zu haben, was er suchte. »Das Video ist der Wahnsinn! Wir hatten noch nie so viele Klicks wie jetzt, sind in den letzten zwei Tagen von 75.000 auf fast 100.000 Abonnenten gekommen. Mensch, wir waren sogar in der *BILD*.«

Ich zog die Brauen hoch. »Ja. Leider.« Viel zu lebhaft erin-

nete ich mich an den Artikel, der mir in der letzten Woche nicht nur einen zweifelhaften Ruhm in meinen Seminaren, sondern auch eine halbstündige telefonische Schimpftirade meiner Mutter eingebracht hatte. Natürlich hatte die *BILD* unsere Geschichte nicht geglaubt und uns in dem Text wie eine Gruppe realitätsferner Kinder behandelt, obwohl wir alle drei Studenten waren. Mark stand sogar kurz vor seinem Abschluss.

»Was heißt leider?«, fragte er nun und fügte feixend an: »Jo hat sich den Artikel eingerahmt.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Jo hat nicht mehr alle Tassen im Schrank.«

Er widmete sich wieder seinem Joghurt. »Auch wieder wahr.«

In diesem Moment war draußen im Hausflur das Geräusch eines sich drehenden Schlüssels zu hören.

»Wenn man vom Teufel spricht«, bemerkte Mark amüsiert.

»Wo war sie überhaupt?«, fragte ich ihn. »Ich dachte, sie hat heute keine Uni?«

»Irgendein Tinderdate. Hat sie vorhin erst ausgemacht, da warst du noch nicht zu Hause.«

Die Wohnungstür wurde geöffnet, dann erklang das vertraute Poltern auf dem Laminat, als Jo sich im Flur die Stahlkappenstiefel von den Füßen trat.

»Heyho«, flötete sie gut gelaunt durch die Wohnung. »Alles klar bei euch?«

»Alles bestens«, sagte Mark.

»Passt schon«, sagte ich.

Einen Moment später erschien unsere Mitbewohnerin überdreht wie immer in der offenen Wohnzimmertür und blinzelte uns aus großen blauen Augen an. »Passt schon? Fin-

det hier eine Beerdigung statt, oder was?«, fragte sie, während sie mit einer Hand ihren dunklen Mantel aufknöpfte und sich mit der anderen frisch gefallenen Schnee von Schultern und Haaren wischte. Unruhig beobachtete ich die Wasserflecken, die sich auf dem Holzboden um sie herum ansammelten. Ich hatte erst vor Kurzem gewischt.

»Wie war dein Date?«, erwiderte Mark entspannt, ohne auf Jos Kommentar oder die Verschandelung des Fußbodens einzugehen. »Wunderbar, unglaublich, *fantastisch*, wenn ich aus deiner Tonalage schließen darf?«

Jo grinste wie ein Honigkuchenpferd. »Es war ... ganz okay.«

»*Ganz okay?*«, hakte Mark nach, doch da war sie schon wieder im Flur verschwunden. »Du warst fast drei Stunden weg. Ich dachte, ihr wolltet nur kurz einen Kaffee trinken?«

»Haben wir ja auch!«, rief sie kichernd aus dem Flur.

Ich lehnte mich über den Tisch und holte mir meinen Laptop zurück, um mir die Statistiken anzusehen, die Mark eben aufgerufen hatte. In Liebesdingen waren Jo und ich ohnehin nie einer Meinung – sie lernte alle paar Wochen jemand Neuen kennen, war ein paar Tage lang Feuer und Flamme und ließ die armen Leute dann wieder fallen wie heiße Kartoffeln, während ich noch nie wirklich verliebt gewesen war. Ich hatte mich zwar immer wieder mal verabredet, einmal noch in der Schulzeit, ein paarmal war ich mit Kommilitonen ausgegangen, aber mehr war nie daraus geworden. Es hatte sich nie richtig angefühlt.

Mark war der Einzige von uns, der eine ernste Beziehung hatte; seit fast zwei Jahren war er mit Kathi zusammen, einer herzensguten jungen Frau, die er über ihre gemeinsame Dungeons-and-Dragons-Gruppe kennengelernt hatte. Sie studierte gerade in Paris, sie skypten aber fast täglich, und in ganz

seltenen Momenten war ich dann doch neidisch auf die grenzenlose Zuneigung, die sie füreinander hatten.

Schon der erste Blick auf den Bildschirm bewies, dass Mark wie so oft recht hatte: In Hinblick auf die Zahlen hatte unser Kanal noch nie besser dagestanden. Aber das war es ja auch nicht, was mich störte. Das war es nicht, was seit Tagen an mir nagte und kratzte, so sehr, dass ich es bisweilen körperlich fühlen konnte. *Sie glauben mir nicht.*

Jo war inzwischen zu uns zurückgekehrt und erzählte Mark einige Details ihrer Verabredung, aber ich hörte ihnen nicht zu, verzog lediglich das Gesicht, als mir aus dem Nichts eine Wolke schweren Rosenduft in die Nase stieg. Warum störte es die beiden nicht, dass wir so viel negatives Feedback bekamen? Wie konnten sie seelenruhig über Jungs oder Mädchen oder *was auch immer* reden, während die halbe Stadt uns verspottete?

»Wie wollt ihr jetzt eigentlich weitermachen?«, fragte ich in die Unterhaltung hinein, ertappte mich dabei, dass ich schon wieder an meinem Daumnagel herumgekaut hatte und ließ die Hand beschämt unter der Tischplatte verschwinden.

»Na ja, so wie das eben läuft«, sagte Jo völlig unbeirrt. »Du bist ja nicht die Jungfrau Maria, Sera, du weißt schon – ich hab ihre Nummer, sie hat meine, wir schreiben über WhatsApp, und wenn keiner kalte Füße kriegt, dann ...«

»Isch glaub, Schera meint den Kanal, Jscho«, nuschelte Mark, den Joghurtlöffel im Mund.

»Den ... ach, ihr redet von YouTube?« Das Glitzern in ihren Augen erlosch, und sie ließ sich auf ihren Stammplatz am Tisch fallen. Ich wusste, dass sie lieber noch weiter über ihr Date gesprochen hätte. »Was ist denn damit? Gibt's ein Problem?«

Ich klappte den Laptop zu, sanfter diesmal. »Nicht direkt ... aber wir können ja nicht gar nichts machen, oder? Der Dreh ist jetzt zwei Wochen her. Wir können das Video doch nicht einfach unkommentiert im Netz lassen und weitermachen, als wäre nichts gewesen.«

Jo und Mark tauschten einen Blick. In der Stille konnte ich das stumme *Doch* in ihren Köpfen hören.

»Also«, ergriff Jo schließlich das Wort, »ich denke eigentlich nicht, dass wir noch viel tun können. Das Video ist hochgeladen, alle haben's gesehen, wer sich beschweren wollte, hat's getan. Wie du schon sagst, es ist zwei Wochen her. *Ze cheese is eaten.*«

»Aber stört es euch denn gar nicht, dass uns keiner glaubt?«

Jo hob ratlos die Schultern. »Was willst du dagegen machen? Es beweisen?«

Innerhalb der letzten Sekunden schien der Raum kühler geworden zu sein. Mark verschwand mit dem leeren Joghurtbecher in der Küche.

»Das Ding ist, dass wir nichts beweisen können. Was haben wir denn schon in der Hand?«, fuhr Jo fort.

Ich wollte entgegnen: *das Video. Meine Verletzung. Unsere Aussagen.* Doch gerade Letztere hatten bislang nur wenig bis gar nichts an der ganzen Sache ändern können, und Herr Bernwieser, der alles live und in Farbe miterlebt hatte, hüllte sich seit der Veröffentlichung des Videos in Schweigen. Alle unsere Versuche, ihn zu erreichen, und sei es nur, um uns für den Trubel zu entschuldigen, hatten ins Leere geführt.

Jo lehnte sich mit ihrem iPhone in den Händen zurück. »Es war unheimlich, Sera, das will ich gar nicht bestreiten«, sagte sie, als ich weiter nur schwieg, »aber wahrscheinlich wird es am Ende irgendeine furchtbar langweilige Erklärung für alles

geben. Ist doch immer so. Und selbst wenn Satan persönlich uns einen kleinen Streich spielen wollte, weil wir seinen Fußabdruck in einem unvorteilhaften Winkel gefilmt haben, können wir es nicht beweisen.«

»Aber müssen wir nicht wenigstens unsere Sicht der Dinge verteidigen?«, fragte ich stur. »Andere YouTuber haben das auch schon gemacht, wenn ein Video nicht so gut ankam. Wir könnten eine Erklärung drehen, eine Art Stellungnahme, und sagen, dass ...«

Jo zog eine Braue hoch. »Dass es Geister waren?«

»Dass wir es nicht wissen«, entgegnete ich scharf. »Wir wissen nicht, was passiert ist, aber wir müssen doch wenigstens versuchen, es herauszufinden! Wir könnten noch mal nachts in die Kirche gehen und drehen, unangekündigt diesmal, damit niemand uns zuvorkommen kann, und dann sehen wir, was passiert.« Jo kaute stumm auf ihrem Lippenpiercing herum. »Wir müssen doch irgendwie weitermachen«, schloss ich leise.

Ich bemerkte Marks Rückkehr erst, als Jo und er über meinen Kopf hinweg einen Blick tauschten. Mittlerweile kannte ich diese stummen Wortwechsel zwischen den beiden, und sie verhießen in der Regel nichts Gutes. »Was ist?«, fragte ich.

»Na ja ...« Mark kam zu mir und setzte sich auf die Tischkante. »Darüber wollten wir eigentlich eh mal ... äh, mit dir quatschen.«

Mein Puls geriet ins Stolpern. »Worüber?«

»Den Kanal«, sagte Jo, als wäre das die Antwort auf alle Fragen.

»Wir hatten ehrlich gesagt überlegt, dem Channel mal eine kleine Pause zu geben«, erklärte Mark fast verlegen und fuhr eilig fort, als ich den Mund öffnete. »Das ist kein fester Be-

schluss, den wir ohne dich gefasst haben, Sera. Wir sind vor ein paar Tagen ganz zufällig auf das Thema zu sprechen gekommen, und es hörte sich schlüssig an.«

Jo tippte mit fliegenden Fingern eine Nachricht in ihr Handy und sagte nichts. Meine Kehle fühlte sich eng an. »Aber warum?«

»Nun, das Semester ist bald zu Ende, bei dir und Jo stehen die Klausuren an, und ich muss mich auf meine Abschlussarbeit konzentrieren«, erklärte Mark. »Es ist, wie es ist: Die Uni geht vor, da sind wir uns doch alle einig, oder? Und jetzt das mit der Frauenkirche. Wir können warten, bis sich dieser Shitstorm gelegt hat, und dann ganz in Ruhe wieder anfangen.«

Vermutlich stand mir meterbreit ins Gesicht geschrieben, dass ich diese Ansicht nicht teilte.

Gäbe es YouTube nicht, hätten wir drei uns vermutlich nie kennengelernt; *myrbex* war der Grundstein unserer Freundschaft. Ich wollte nicht einmal daran denken, den Kanal aufzugeben, und sei es nur für ein paar Wochen.

»Ich weiß, dass das jetzt irgendwie blöd kommt. Aber, Sera, wir haben doch damals angefangen, weil es uns Spaß macht. Im Moment bedeutet der Channel nur Stress für uns alle. Das musst du doch auch merken.« Mark sah mich fragend an.

»Wir werden Abonnenten verlieren, wenn nichts mehr kommt«, hielt ich dagegen, ein schwaches Argument, wie ich selbst wusste.

Jo winkte ab, ohne von ihrem Handy aufzublicken. »Ein paar vielleicht. Nicht viele.«

»Vielleicht hilft es sogar«, fügte Mark hinzu. »Wenn es jemals so etwas wie den richtigen Moment für eine Auszeit gegeben hat, dann jetzt – nach so einem Video eine Zeit lang zu

verschwinden, macht die Leute doch eher neugierig. Wenn wir dann in ein, zwei Monaten wiederkommen, werden alle wissen wollen, was in der Zwischenzeit passiert ist.«

Der vernünftige Teil von mir wusste, dass er recht hatte. Doch meine Gefühle kämpften weiter dagegen an. *Aber sie glauben uns nicht. Wir können das nicht so stehen lassen, wir müssen herausfinden, was es war. Sie müssen mir glauben ...*

Doch es war alles gesagt worden. Ich wusste, dass ich keine Chance mehr hatte, noch etwas an dem Standpunkt der beiden zu ändern. Sie kannten sich seit über sechs Jahren, ich war erst vor knapp vierzehn Monaten dazugestoßen, als wir gemeinsam myrbex gegründet hatten. Jo und Mark hatten mich wie eine verlorene Schwester bei sich aufgenommen, hatten alles daran gesetzt, im Münchner Immobilienwahnsinn eine größere Wohnung zu finden, als ich zu ihnen in die Stadt gezogen war, und dennoch hatte ich hin und wieder das Gefühl, dass es zwischen ihnen keinen Platz für mich gab.

Wie in Zeitlupe stand ich auf. Ich musste hier raus. Klarheit gewinnen. Ich konnte nicht denken, solange sich die immergleichen Sätze wie in einem Karussell in meinem Kopf drehten.

»Mir wär's ja am liebsten, das Ganze komplett zu vergessen«, sagte Jo, nachdem einige Sekunden angespannter Stille verstrichen waren. Erst jetzt legte sie das iPhone auf den Tisch und sah von Mark zu mir. »Teufelsbeschwörungen sind eigentlich nicht so mein Ding, und Untote sehe ich im Hörsaal genug. Wäre ehrlich gesagt das Beste, wenn dieser ganze Mist nie passiert wäre.«

»Ich muss noch mal in die Stadt«, sagte ich leise, obwohl es draußen schon allmählich dunkelte, obwohl es nach siebzehn Uhr war und ich heute nirgendwo mehr hin musste. Mark

wusste das genauso gut wie ich, und dennoch sah er fast so aus, als würde er mich verstehen.

»Klar.«

Ich wandte mich ab und ging. Meine Bewegungen fühlten sich irgendwie taub an, als ich mir draußen im Flur meine Schuhe anzog und in meine dicke Winterjacke schlüpfte.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«, flüsterte Jo im Wohnzimmer, wohl im Glauben, dass ich sie nicht hören konnte. Doch ich verstand jedes Wort. Absichtlich zog ich den Reißverschluss ganz langsam nach oben, um zu lauschen, obwohl ich wusste, dass es mir nicht guttun würde.

Mark brummelte beschwichtigend, und ich war nicht sicher, ob es sich bei dem Geräusch überhaupt um ein Wort gehandelt hatte. »Du kennst sie ja lang genug«, hängte er dann noch an.

»O ja«, seufzte Jo. »Spinnt halt mal wieder.«

»Sie braucht einfach ein bisschen Zeit zum Runterkommen. Du wirst sehen, heute Abend können wir wieder ganz normal miteinander reden, und dann schau wir, wie's weitergeht.«

*Spinnt halt mal wieder.* Klar. Ich zog das letzte Stück meines Reißverschlusses zu, schnappte mir einen Schal und meine Tasche und ließ die Wohnungstür auf dem Weg nach draußen einen Deut zu heftig ins Schloss fallen.



Die kalte Winterluft, die Lichter und das nie endende Rauschen der Stadt halfen mir dabei, Ordnung in meine wirren Gedanken zu bringen. Natürlich hatte ich mich in der Wohnung kindisch verhalten. Wenn ich ehrlich zu mir selbst war, dann störten mich die blöden Kommentare unter dem Video nicht wirklich. Und die Idee, unseren Kanal ein paar Wochen pausieren zu lassen, fand ich gar nicht so schlecht. Nach dem sprunghaften Anstieg unserer Abonnentenzahl hatten wir vorerst auch ohne neue Uploads nichts zu befürchten, und ich musste mich wirklich auf die Klausuren vorbereiten. YouTube war unser Hobby, nicht unser Leben. Wir verdienten ja nicht einmal Geld damit.

Was also übrig blieb, was mich auch jetzt noch traurig und wütend zugleich machte, war schlicht und ergreifend die Tatsache, dass mir niemand glaubte. Nicht einmal Mark und Jo.

*Spinnt halt mal wieder.*

Eigentlich müsste ich mich längst daran gewöhnt haben. Mein ganzes Leben lang hatte ich immer wieder zu spüren bekommen, dass die Dinge, die ich wahrnahm, für andere Menschen nicht real waren. Als ich klein war, hatten meine Eltern es noch normal gefunden, dass ich sehr lebhaft Träume

hatte, in der Stille Stimmen hörte und Leute sah, wo gar keine waren. *Blühende Fantasie, das Kind*, hatte meine Mutter mit einem nervösen Lachen erklärt, als ich eines Abends nicht einschlafen konnte und nicht nur ihr, sondern auch ihren Kollegen von der *Süddeutschen Zeitung* von dem fremden blassen Jungen in meinem Zimmer erzählt hatte. Zu jener Zeit waren sich meine Eltern sicher gewesen, dass ich nur durch eine schwierige Phase ging. Doch entgegen ihren Hoffnungen änderte sich mit dem Einsetzen meiner Pubertät nicht viel; die Visionen und Träume wurden eher mehr anstatt weniger, und irgendwann war es so schlimm, dass meine Mutter mich einmal wöchentlich zu einem Jugendpsychiater schleppte. Bis heute war sie der festen Überzeugung, mich mit den Besuchen bei Dr. Steinmüller gerettet zu haben. Die Wahrheit war, dass die Erscheinungen nie verschwunden waren; ich hatte nur aufgehört, von ihnen zu erzählen.

Als ich dreizehn war, ließen sich meine Eltern scheiden. Ich zog mich noch stärker zurück und begann, mich im Internet über andere Menschen, die wie ich Übersinnliches spüren konnten, zu informieren. Und irgendwann traute ich mich, mich in diversen Foren und Chats mit ihnen über meine Erlebnisse auszutauschen. Ich war so glücklich darüber, dass es im Netz Menschen mit ähnlichen Ansichten gab, Menschen, die mich verstanden und die vergleichbare Erfahrungen gemacht hatten. Mit achtzehn rief ich meinen eigenen kleinen YouTube-Kanal namens *mystify* ins Leben, auf dem ich mich viel offener über Übersinnliches zu sprechen traute, als ich es beim Abendessen mit meiner Mutter je gekonnt hätte. Drei Jahre später stieß ich auf die Videos von Jo und Mark. Auf ihrem Kanal erkundeten sie zusammen verlassene Orte – leere Fabriken, alte Bahnhöfe, verfallene Häuser –, und ich *liebte* es

von der ersten Sekunde an, wie locker und humorvoll sie miteinander umgingen. Selbst dann noch, wenn sie auf ihren Touren in brenzlige Situationen gerieten. Ich schrieb ihnen, wir tauschten ein paar Nachrichten aus, lernten uns bald im realen Leben kennen – wir studierten zufällig alle in München – und riefen schon wenig später an einem wunderbar abgedrehten Abend voll Weißbier, schräger Ideen und schlechter Witze unseren gemeinsamen Kanal ins Leben, auf dem wir bayerischen Spukgeschichten auf den Grund gehen wollten.

Während es mir in der Schule immer schwergefallen war, Kontakte zu knüpfen und Freunde zu finden, hatte ich mich bei Jo und Mark von Anfang an wohlgeföhlt. Nachdem ich jahrelang nur im Internet über meine Gabe gesprochen hatte, hatte ich in ihnen endlich ein Gegenüber aus Fleisch und Blut gefunden, mit dem ich meine Gedanken teilen konnte. Die beiden gingen offen und locker mit all meinen Macken um, obwohl sie selbst nicht an die Existenz paranormaler Mächte glaubten. Die abenteuerlichen Geschichten auf meinem Kanal hatten sie neugierig gemacht, und bis heute meisterten sie den Alltag mit mir und meinen gelegentlichen Aussetzern mit Humor. Nur in den seltensten Fällen zeigte Jo sich genervt; Mark sprach gerne von »Hypersensibilität«, wenn er meine Gabe zu erklären versuchte. Vermutlich hatte der Dreh in der Frauenkirche die beiden deshalb so aus der Bahn geworfen, weil sie nie im Leben damit gerechnet hätten, bei unseren Dreharbeiten eines Tages etwas *wirklich* Unerklärlichem zu begegnen.

Es war das erste Mal gewesen, dass ich mit einer übernatürlichen Erfahrung nicht alleine war. Während es passiert war, noch während der Fußabdruck glühte und der Sturmwind durch die Kirche tobte, hatte ich neben der Angst fast so etwas

wie Freude empfunden. Als könne das Ereignis endlich aller Welt beweisen, dass ich mein ganzes Leben lang recht gehabt hatte.

Aber nun waren zwei Wochen vergangen, und bis auf die ständigen Albträume hatte sich *überhaupt nichts* verändert. Wenigstens nicht zum Positiven. Die Leute in meiner Umgebung hatten mich davor schon für weltfremd gehalten, und jetzt taten es auch noch alle *BILD*-Leser und meine besten Freunde.

Der einzige Mensch, der mir immer zugehört und Glauben geschenkt hatte, war vor acht Jahren gestorben. Kein Schicksalsschlag, kein tragischer Unfall, den man hätte verhindern können; sie war einfach alt gewesen.

Meine Großmutter Aysel hatte mir schon damals, als ich mit einem Stück Kirschkuchen auf ihrem geblühten Sofa gesessen und mit meinen Füßen noch nicht mal auf den Boden gekommen war, von Gott und seinen Engeln erzählt. Meine Eltern waren beruflich viel unterwegs gewesen, und so hatte ich in meiner Kindheit viele schöne Stunden in der Wohnung meiner Oma verbracht. Stunden, in denen sie mir die Geschichten der Bibel, des Buchs Henoch und der Kabbala erklärt und die Namen meiner Schutzengel beigebracht hatte. Sie war in ihrem Glauben immer mehr mystisch-esoterisch als streng christlich ausgerichtet gewesen, was wohl jeden Religionslehrer dieser Welt zur Weißglut getrieben hätte. Doch vor dem Hintergrund meiner Visionen hatte ich jedes ihrer Worte aufgesogen wie ein Schwamm.

Ich vermisste Großmutter Aysel täglich. Alles, was mir von ihr geblieben war, war die Kette mit dem kleinen goldenen Kreuzanhänger um meinen Hals und der feste Glaube daran, dass sie im Jenseits auf mich warten würde.

Aus Gewohnheit tastete ich unter meinem Schal nach dem

Kreuz und nahm zum ersten Mal, seit ich der Wohnung entflohen war, meine Umgebung wahr. Vor mir lag der zu jeder Tages- und Nachtzeit mit Leuten und Leben gefüllte Marienplatz, das Herz Münchens. Ich war nicht absichtlich hergekommen – ich hatte einfach nur laufen wollen, egal in welche Richtung. Es war, als hätten meine Füße ganz von allein den Weg hierher gefunden. Aus weiter Ferne hallte das Bimmeln einer Glocke durch meinen Geist.

*Dieselbe wie in meinem Traum von vergangener Nacht.*

Die Erkenntnis durchzuckte mich. Warum war ich nicht schon früher darauf gekommen? Das Klingeln, der Weg, die Menschen, das Feuer. Der Name Elias. *Die Arme-Sünder-Glocke*, hatte Margarete gesagt. Ich hatte ihre Worte sogar in mein Traumtagebuch geschrieben, und dennoch war mir der Zusammenhang bislang nicht aufgefallen: Ich kannte diese Glocke! Die Arme-Sünder-Glocke war früher bei Hinrichtungen geläutet worden und hing heutzutage im Alten Peter, keine hundert Meter weit entfernt von dem Ort, an dem ich gerade stand. Ich konnte sie unmöglich hören, da sie hinter einem vergitterten Fenster aufbewahrt und nicht mehr geläutet wurde. Vielleicht war dieses leise Klingeln in meinem Ohr auch nur ein Hinweis meines Unterbewusstseins, der mir unmissverständlich zeigen sollte, was mir bis dato entgangen war: dass es dieselbe Stadt war.

Langsam drehte ich mich um die eigene Achse und glich die Gebäude, die mich umgaben – *meine Welt, mein München* –, mit den Bildern ab, die sich mir letzte Nacht im Traum offenbart hatten. Die Häuser waren so viel kleiner und einfacher gewesen, und ich war nicht über Asphalt und Kopfsteinpflaster, sondern über platt getretene Erde und Unrat gelaufen. Statt schicker Münchner in Designerklamotten hatten